

ZWEI

Wir wohnen im Südwesten von London in einem schmalen, dafür relativ hohen Haus. Zu seinen Vorteilen gehört die Lage gleich neben dem Richmond Park, mit dem wir uns eine Mauer teilen. Das macht uns, nebenbei bemerkt, zu Nachbarn der Königin, der alle Londoner Parks gehören.

Die Lage gleich neben dem Park hat, wie alles im Leben, allerdings auch Nachteile. Dazu gehört unter anderem der abgestorbene Stumpf eines vom Blitz getroffenen Baumes unmittelbar neben unserem Grundstück, der nach Katjas fester Überzeugung jede Minute auf unser Haus stürzen und uns alle erschlagen könnte. Bäume hingegen, die voll in Saft und Kraft stehen, erzürnen Katja mehr im Herbst, wenn sie ihr königliches Laub in unserem Garten abwerfen. Auch als Baum, so scheint es, kann man es meiner Frau nur schwer recht machen.

Eher abträglich für die Lebensqualität ist außerdem die Tatsache, dass die Königin den Park nicht nur für die unmittelbaren Anrainer geöffnet hat, sondern ohne Ansehen der Person für alle Bürger, darunter auch für eine bestimmte Art von Jugendlichen, die man heute allein schon deshalb nicht mehr als halbstark bezeichnen würde, weil sie es lautstark schaffen, in ihren Vier-

teln und Wohnblocks die Polizei in Schach zu halten. Da aber auch in diesen jungen Menschen der typisch britische Wettbewerbs- und Sportsinn schlummert, haben einige von ihnen mehrmals unser Schlafzimmerfenster als einladendes Ziel für Steinwürfe missbraucht.

Einmal gelang ihnen ein Volltreffer, was uns zu zwei Nächten gleichsam unter freiem Himmel und zur Bekanntschaft mit dem Glaser Gary verhalf, der uns nostalgisch von seiner Zeit als Schafscherer in Westaustralien berichtete. Im australischen Outback, so gab er uns zu verstehen, würde man mit jugendlichen Steinewerfern nicht viel Federlesen machen und sie nicht anders behandeln als widerspenstige Hammel. Leider behielt er für sich, was genau mit den Hammeln geschah.

Katja hörte es gleichwohl gern, denn im Gegensatz zu mir neigt sie grundsätzlich und immer zu radikalen Lösungen. Deshalb musste ich auf ihren Wunsch hin seinerzeit die Queen persönlich wegen ihres morschen Baumes ermahnen – bislang ohne Erfolg, was Katja als puren bösen Willen der Königin auslegt.

Die Vorteile des Parks freilich wiegen die Nachteile deutlich auf. Wir blicken ins Grüne, haben Aussicht auf pure Natur, einschließlich kämpfender Hirsche, schnürender Füchse und schnatternder Papageien. Wie die in den Südwesten von London gelangten, weiß niemand so recht. Am Anfang als Exoten bestaunt, haben sie sich mittlerweile zu einer handfesten Landplage entwickelt und dürfen nun dezimiert werden. Besonders blutrünstig gebärdet sich Katja, seitdem sie bemerkt hat, dass diese Vögel ausgerechnet unsere Terrasse als Toilette benutzen.

»Was fressen die eigentlich?«, fragte sie unlängst, als sie wieder einmal mit dem Hochdruckschlauch den Terrassenfliesen zu Leibe rückte. »Tipp-Ex? Guck doch: Das sieht nicht nur so aus, sondern ist genauso wasserfest.«

Ich meinerseits habe den Park schätzen gelernt, seitdem ich zu joggen begonnen habe. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Ich war nie in meinem Leben besonders auf Sport erpicht, und wenn ich auch nie damit angab, dass ich mehr Kilos auf die Waage brachte als die meisten meiner Freunde und Bekannten, nagte irgendwo im Hinterkopf die Frage, ob weniger nicht vielleicht doch mehr wäre. Das Nageln wurde letztlich zur Kapitulation, als ich auf einem diplomatischen Empfang einen BBC-Produzenten kennenlernte, der mich für eine seiner Fernsehsendungen verpflichten wollte. Ich dachte an irgendeine hochkarätige politische Diskussionsrunde und wollte schon zusagen, als er mit taxierendem Blick auf meinen Bauch den Titel seiner Sendung nannte: »Britain's Biggest Loser«. Zu Britanniens größtem Verlierer, so erläuterte er mir, werde derjenige Fattie gekürt, der in kürzester Zeit am meisten Gewicht verliere.

Ich lehnte das freundliche Angebot ab, hielt aber nach einer möglichst kommoden Sportart Ausschau und verfiel aufs Reiten. Zum einen fand ich es sympathisch, dass man diese Tätigkeit im Sitzen ausüben kann, zum anderen hatte ich das verwegen-romantische Bild vor Augen, wie ich eines Tages mit wehendem Haar auf dem Rücken eines rassigen Rappen quer durch den Park preschen würde. Ein Nebeneffekt meiner Reitstunden bestand darin, Julia zur Fortsetzung der ihren zu bewegen. Ich sah es als eine dieser

wertvollen Bonding-Übungen, bei denen Väter und Töchter mittels gemeinsam bestandener Abenteuer enger zusammenwachsen. Das erwies sich jedoch als ebenso aussichtslos wie meine Versuche, die mir zugeeilte Stute namens Fern mit gezielten Rippenstößen in Bewegung zu versetzen. Töchter, so musste ich erkennen, sehen es ab einem gewissen Alter lieber, wenn ihre Väter zuverlässig an einem bestimmten Ort stehen oder sitzen, sich jedenfalls so lange still verhalten, wie man nichts von ihnen will. Ein wenig wie ein Geldautomat eben.

Ich sattelte endgültig ab, nachdem man mir im Reitstall durch die Blume zu verstehen gegeben hatte, dass ich der unglückseligen Fern zu einem Bandscheibenvorfall verholfen hatte. Nicht dass man mir das so unverhüllt mitgeteilt hätte. So unverblümt äußern sich Briten im Allgemeinen nur im volltrunkenen Zustand und am Rande von Sportveranstaltungen im Ausland. Aber ein, zwei Anregungen, dass ich doch mal ein populäres Abspeckprogramm im Fernsehen angucken sollte, kombiniert mit einem geschickt eingefädelten Zufallstreffen mit dem Veterinär genügten, um selbst meine Begriffsstutzigkeit zu durchbrechen.

Seitdem sehe ich Fern nur noch manchmal, wenn sie im Park ausgeritten wird. Ich hoffe, dass ich mich täusche, aber ich habe den Eindruck, dass sie bei meinem Anblick den Kopf abwendet, verächtlich durch die Nüstern schnaubt und ihren Reiter ins Unterholz zu dirigieren versucht. Eigentlich schade. Wenn sie mich ansehen würde, könnte sie erkennen, dass ich inzwischen so viel abgenommen habe, dass ich federleicht wie ein Jockey gleichsam über ihrem Sattel schweben würde.

Am meisten aber liebt unser Hund Chico den Park. Er pfeift auf Queen, Stuten und Steinewerfer und betrachtet ihn als sein Privatgelände, einschließlich all der anderen Hunde und ihrer Düfte, auf die er dort Tag für Tag trifft. Zu seiner Rasse lässt sich nur sagen, dass Chico mittelgroß ist und mit seinen blauen Augen vor allem Frauenherzen regelmäßig zum Schmelzen bringt. Da er, seit wir ihn aus einem amerikanischen Tierheim retteten, nie ein Wort über seine Eltern verloren, sind wir auf Spekulationen über seinen Stammbaum angewiesen. Sie reichen vom Spaniel über den Collie bis zum Berner Sennenhund, führen also letzten Endes zu keinem konkreten Ergebnis.

Ich hatte Chico am frühen Morgen von dem Bauernhof in Surrey abgeholt, auf dem er die Tage in Pension gewesen war, die wir auf unserem Bauernhof im Salzkammergut verbracht hatten. Dass wir unsere Ferien nicht gemeinsam auf derselben Farm verleben können, liegt an den Gesundheits- und Impfvorschriften der britischen Behörden angesichts ihrer paranoiden Furcht vor der kontinentalen Tollwut.

Chico entgeht daher der Zauber fremder Destinationen, aber ich bezweifle, dass ihn das stört. Als ich auf dem Hof vorfuhr, kam er mir zwar schwanzwedelnd entgegen, doch nach einer kursorischen Begrüßung, wie man sie eher einer Zufallsbekanntschaft zuteilwerden lässt, hatte er sich wieder zurück in den Pferdestall getrottet, wo er die letzten Tage geschlafen hatte. Nur mit deutlichem Widerwillen hatte er sich ins Auto bequemt.

Katja gegenüber verschwieg ich das Detail mit dem Nachtlager im Reitstall. Die Vorstellung, dass ihr Hund nicht auf seinem flauschigen Schaffell am

Fußende eines Bettes geschlafen hatte, hätte ihr das Herz zerrissen. Chico hingegen nahm diesen Ausflug ins wilde Leben nicht krumm. Im Gegenteil: Der anhaltende Stallgeruch und die vielen Strohhalme in seinem verfilzten Fell verliehen ihm den Nimbus eines echten Kerls. Seine Freunde im Park jedenfalls begegneten ihm an diesem Morgen mit einer Mischung aus Respekt und Neid.

Ich war von Katja mit dem Auftrag losgeschickt worden, nach einem Christbaum Ausschau zu halten.

Wenn wir dieses Fest schon aller Voraussicht nach ohne Ente und Räucheraal verbringen würden – eine telefonische Nachfrage nach dem Schicksal unseres Koffers war mit Versprechungen sehr allgemeiner Natur beantwortet worden –, so wollten wir unsere belegten Sandwiches wenigstens unter einem Baum verzehren. Ein erster Rundgang bei den Christbaumverkäufern in unserer Gegend war ziemlich niederschmetternd verlaufen. Da Briten ihre Bäume schon Ende November kaufen, schmücken und in die gute Stube stellen, waren nun, vierundzwanzig Stunden vor dem Heiligen Abend, nur noch ein paar kümmerliche, weitgehend nadelfreie Exemplare übrig geblieben, für die die Verkäufer trotzdem ohne rot zu werden mehr als hundert Pfund verlangten. Die Gesetze des Marktes versagen nie, schon gar nicht in Großbritannien, das die moderne kapitalistische Marktwirtschaft schließlich erfunden haben will. Mit seinem Vergleich von einer Nation der Krämerseelen hat Napoleon nicht ganz falsch gelegen.

Aber das war nicht die einzige Überraschung, die uns nach unserer Rückkehr erwartet hatte.